











[Nachdruck verboten.]

## Absinth.

Roman von M. Corelli.

14) Aus dem Englischen von Adele Berger.

„Wie kann die Vergangenheit . . .“ Sie hielt plötzlich inne und richtete sich hoch auf. „Gaston, als ich in jener Nacht zu Ihnen kam und Ihnen Alles sagte, legte ich mein Schicksal in Ihre Hände. Ich bat Sie, unsere Verlobung aufzulösen . . . Sie wollten nicht. Sie ließen auch mich nicht sprechen. Ich vertraute Ihnen . . . ich dachte, daß Sie mich schonen, daß Sie großmüthig und mitleidig sein würden. Aber Sie haben sich verändert, so verändert, daß ich Sie kaum erkenne — aber ich fühle, daß Sie mir nicht gut gefinnt sind. Sie lächeln so sonderbar . . . sagen Sie mir offen: Warum heirathen Sie mich?“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber Sie greifen vor,“ antwortete ich ruhig. „Ich habe Sie — noch gar nicht geheirathet.“

„Morgen . . .“  
Ich faßte sie plötzlich beim Arm. Ein wildes Feuer prickelte in meinen Adern, einer jener Wuthanfalle, die mich seit Kurzem so häufig ergriffen.

„Dieser Morgen ist noch nicht gekommen,“ sagte ich leise. „Warten Sie, bis er kommt! Wofür halten Sie mich, Sie thörichtes Kind? Glauben Sie, daß Sie mit dem Herzen eines Mannes spielen und doch straflos ausgehen können? Aber Sie sind noch nicht mit mir verheirathet, und wenn Sie Muth besitzen, können Sie mir noch entflüpfen. Gehen Sie hin und gestehen Sie Alles Ihren Eltern, Ihrer Cousine Heloise . . . Aber ehe Sie dies thun — fragen Sie Herrn Baudron um die letzten Nachrichten von seinem bewunderungswürdigen Neffen!“

Ihre Augen erweiterten sich vor Entsetzen, und sie sprach meine Worte nach, wie ein begriffsschweres Kind eine schwierige Rolle lernt.

„Fragen . . . Herrn Baudron um die letzten Nachrichten von seinem Neffen“ . . . und ihre Lippen wurden dabei ganz weiß . . . „Die letzten Nachrichten von Silvion! Sie wissen also? Wie wagen Sie es, sie mir zu verschweigen? Sagen Sie es mir sofort! Denn wenn er krank ist, muß ich zu ihm gehen, wenn er todt ist, muß ich sterben . . .“

Ich lachte laut auf.

„Er ist für Sie todt, mein Fräulein!“ sagte ich. „Im übrigen ist er frisch und munter. Er ist nämlich gestern geweilt worden und durch diesen einfachen Akt sowohl mir als Ihnen entgangen!“

Sie stieß einen ersticken Schrei aus, taumelte und wäre gefallen, wenn ich sie nicht aufgefangen hätte, und lehnte, nach Athem ringend, an mir.

„Silvion — — geweilt!“ keuchte sie. „Nein — — trotz seiner Versprechungen — — es ist nicht, es kann nicht wahr sein!“

„Fragen Sie den Pfarrer,“ sagte ich. „Er hat die Nachricht gemiß schon erhalten. Er ist ein guter Mann, nicht wie sein Neffe an Lügen gewöhnt.“

Sie schob meinen stützenden Arm sanft, aber entschieden zurück und sah mir voll ins Gesicht.

„Woher haben Sie es erfahren?“ fragte sie. „Warum sollten Sie, gerade Sie der Erste sein, der mir es sagt?“

Ich erröthete ihren Verdacht und erwiderte ihren Blick mit einem der tiefsten Verachtung.

„Sie mißtrauen mir?“ fragte ich ironisch. „Nun, viel leicht erkennen Sie meine eigene Handschrift. Hier ist sie, lesen Sie.“

Ich zog den Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und breitete ihn auf dem Tische vor ihr aus. Mit einem Aufschrei riß sie ihn an sich und durchslog ihn, dann — o seltsame Natur der Frauen! bedeckte sie ihn mit Thränen und Küssen.

„Leb' wohl, Silvion,“ schluchzte sie leise. „Leb' wohl, Geliebter, leb' wohl!“

Sie wandte sich zu mir, während die Thräntropfen noch immer durch ihre Wimpern strömten:

„Darf ich den Brief behalten?“

Ich zuckte verächtlich mit den Schultern; ihre melo-dramatische Sentimentalität erfüllte mich mit Abcheu.

„Gewiß, wenn Sie es wünschen.“

„Es ist mein Todesurtheil,“ fuhr sie fort und bemühte sich, das Beben ihrer Lippen zu unterdrücken, „und es ist von der theuersten Hand in der Welt unterzeichnet. O, jetzt kann ich ganz tapfer sterben — ich habe nichts mehr zu bedauern, ebenso wenig wie zu hoffen. Aber Sie, Gaston, sind sehr graulich gegen mich, nicht mehr der gute Mensch, der Sie waren! Ich bin ein so armes, unglückliches Ding — ich kann gar nicht verstehen, warum Sie es der Mühe werth halten, so hart zu mir zu sein. Aber es ist Alles eins — ich werde Ihnen nicht lange zur Last fallen. Sie wollen, daß ich bestraft werde, Gaston? Nun, freut es Sie nicht, zu sehen, daß mein Herz gebrochen ist? O Gott!“

Und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, floh sie aus dem Zimmer. Ich hörte, wie die Thür sich hinter ihr schloß und glaubte, daß ich allein sei. Jeder Nerv meines Körpers zuckte vor Erregung, und eine Hand auf meine heißen Augen drückend, bemühte ich mich, das blaßröthliche Licht nicht zu sehen, das vor mir glänzte, als sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter legte. Ich sah auf, Heloise stand neben mir.

„Was ist geschehen, Herr Gaston?“ fragte sie.

Ich erzwang ein Lachen. „Geschehen? Nichts, Heloise!“

„Nichts?“ wiederholte sie ungläubig. „Warum hat denn Pauline geweint? Sie ging eben ohne ein Wort an mir vorüber, aber ich hörte sie schluchzen.“

Ich erwiderte fest ihren fragenden Blick.

„Ein Streit unter Liebenden, theure Pallas Athene!“ sagte ich leichtthin. „Haben Sie nie von so etwas gehört?“

„Ein Streit am Vorabend der Hochzeit?“ fragte sie kalt.

„Das erscheint unnatürlich und unwahrscheinlich. Sie täuschen mich, Herr Gaston.“ Ich lächelte.

„Möglich,“ antwortete ich. „Aber was wollen Sie? Ich glaube, wir sind alle nur zu dem sonderbaren Zweck geboren worden, um uns gegenseitig zu täuschen!“

Ihre Augen sahen mich erschreckt an. „Was meinen Sie damit?“

„Fragen Sie mich nicht, Heloise!“ Ich trat zu ihr heran, faßte ihre zurückweichende Hand und hielt sie mit meiner fiebernden umschlossen. „Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich meine — ich weiß es selbst nicht. Es giebt gewisse Phasen der Gefühle und Leidenschaften, die unsere Seelen manchmal aufstürmen; wir werden erschüttert und können uns die Erschütterung selbst nicht erklären. Sprechen Sie nicht, sehen Sie mich nicht an! . . . Ihre Augen könnten . . . Fragen Sie Ihr eigenes Herz, ob es nicht von seltsamen Gefühlen bewegt wird, die nie ausgesprochen wurden, nie ausgesprochen werden! Wenn wir Männer und Frauen in gewissen Momenten, wenn unser beider Selbst die Oberhand hat, nur sprechen könnten . . . bei Gott, wenn wir wagen dürften, unser Ich zu zeigen, die Welt wäre glücklicher!“

Mit diesem unverständlichen Ausbruch, dessen Zweck ich kaum selbst verstand, küßte ich die Hand, die ich hielt, und ver-

ließ sie. Wie sie ausah, weiß ich nicht — etwas Lobendes, Wildes in meinem Blut warnte mich, ihr in die Augen zu sehen. Ich hätte sie sonst an meine Brust gerissen und mit der Leidenschaftlichkeit meiner Umarmung erschreckt . . . und doch . . . liebte ich sie? Ich kann es nicht sagen, ich glaube nicht. Es war nur der Zauber ihrer Schönheit — als ich wieder fern von ihr und im Freien war, verschwand meine Erregung, wie ein Schwindel, den der überstarke Duff tropischer Lilien verurteilt hat, im kühlen Winde vergeht. Ich schritt rasch nach Hause, dachte an den morgigen Tag und was er wohl bringen würde. Entweder würde Pauline von Charmilles meine Gattin sein oder nicht. Alles schien an einem Haar zu hängen, denn in meinem Geisteszustand schien nichts in der Welt entschieden, weil die Eventualität des Todes immer anzunehmen war. Ruhig bedachte und erwog ich die Möglichkeit, daß Pauline, weil nun von der verächtlichen Natur Guibéls überzeugt, sich tödten könnte. Viele Französinen wählen diesen Ausweg. Aber ich konnte sterben! Das wäre komisch und auch unerwartet, denn ich fühlte, daß das Blut kräftig in mir brauste, und besaß auch etwas, für das ich leben konnte. Ich wünschte mir selbst Glück zu der bewundernswürthen Schlaueit, mit der ich meine wachsende Absinth-Manie vor meinem Vater und allen Anderen verborgen hatte. Freilich hatte man ein- oder zweimal eine gewisse Veränderung in meinem Aussehen bemerkt, aber es ward hauptsächlich der Ueberarbeitung zugeschrieben. Die Veränderung in mir war für ahnungslose Fernsehende fast unbemerkbar; nur ich selbst wußte, wie vollständig und dauernd sie war.

In jener Nacht — der Nacht vor meinem Hochzeitstage! — trank ich tief und lange von meinem geliebten Nektar; ich trank, bis die Wände meines Zimmers, als ich mich endlich wieder darin befand, mir wie durchsichtiges, mit smaragdnen Flammen durchschossenes Glas erschienen. Von allen Seiten von Phantomen umgeben, taumelte ich in einer Art wacher Ohnmacht auf mein Lager, hörte überall seltsame Töne, wie das Läuten metallener Glocken, die Silberfanfaren der Kriegstrompeten, empfand ein eigenthümliches Doppelgefühl, nämlich, als wäre ich selbst in zwei Wesen getheilt, die einander bekämpfen, ohne sich besiegen zu können. Es war eine Nacht voll Grauen und Wonne, die erste von vielen solchen Nächten, und obwohl ich wie ein Blatt im Sturm geschüttelt wurde, war ich doch befriedigt. Ich vergaß — wie ich es immer vergessen möchte — daß es Narren in der Welt giebt, für die Absinth keinen Reiz hat und die daher noch immer, wie Kinder und Idioten, von Gott und Gewissen schwagen!

### Siebzehntes Kapitel.

Mein Hochzeitstag! Er brach mit dem herrlichsten Vergißmeinnichtblau am ruhigen Himmel heran. Ich stand früh auf und unternahm vor dem Frühstück einen langen Spaziergang; aber obwohl die Lust und Bewegung mir wohlthaten war ich, nicht im Stande, gewissen Zupulsen, die mich überlieferten zu widerstehen, zum Beispiel laut aufzulachen, wenn ich an die wilde Fee dachte, die in den Phantasmagorien der gestrigen Nacht meine ständige Gefährtin gewesen. Meine herrlich Absinthsee! Sie war jetzt immer bei mir, in verschiedenen Gestalten, in verschiedene Farben gekleidet, aber immer als ein Theil von mir. Ihr Flüstern summt beständig in meinem Gehirn, und ich lauschte aufmerksam auf jedes ihrer Worte; an diesem Morgen — dem Morgen meines Hochzeitstages — war sie mir so nahe wie mein eigenes Blut; sie klammerte sich an mich, und ich schüttelte sie nicht ab, denn ich empfand nicht den Wunsch, es zu thun.

Die Civiltrauung war für zehn Uhr festgesetzt, damit für die kirchliche Ceremonie, die um zwölf stattfinden sollte, genügende Muße bleibe. Gerade als wir im Begriff waren, uns zu der Trauung zu begeben, sagte mein Vater, der mich aufmerksam beobachtet hatte, ganz plötzlich: „Bist Du gesund, Gaston?“

Ich sah ihn an und lachte.

„Ganz gesund, Vater. Warum fragst Du?“

„Deine Augen sehen fieberlich aus; ich habe auch bemerkt, daß Deine Hände zittern. Wärest Du nicht mein Sohn, so würde ich sagen, daß Du getrunken hast.“

Ich biß geärgert auf meine Lippen, erzwang dann aber ein Lächeln.

„Schönen Dank! Findest Du es so unnatürlich, wenn man in seinem Hochzeitstage etwas aufgeregter ist?“

Seine Miene hellte sich auf, und er legte liebevoll eine Hand auf meine Schulter.

„Gewiß nicht! Freilich, wenn ich ganz offen sein soll, so muß ich Dir gestehen, daß ich seit Kurzem in Deinem Aussehen und Deinem Benehmen eine Veränderung bemerkt habe, die mich um Deine Gesundheit besorgt macht. Aber ein Monat in der Schweiz wird Dich wieder herstellen.“

In der Schweiz! Ich lachte abermals. Unsere Familien hatten festgesetzt, daß ich mit meiner Braut die Flitterwochen an den Ufern jener romantischen Seen verbringen sollte, die Byron so geliebt und so herrlich besungen!

Ich vermied jedes weitere Gespräch mit meinem Vater und war froh, daß sich keine Gelegenheit zu einem tête-à-tête mehr bot. Pünktlich zur festgesetzten Stunde fuhren wir bei den Charmilles vor und fanden bereits die ganze Straße mit Equipagen verbarrikadirt — die Gäste strömten in Mengen herbei. Wir traten in den großen Salon; er war mit Palmen und Blumen reich geschmückt, und einen Moment sah ich nichts, als einen Wirbel fröhlicher Gesichter und herrlicher, mit flatternden, weißen und farbigen Bändern gewundener Bouquets. Man ergriff meine Hand und schüttelte sie warm; ich hörte Glück wünschen und brachte es über mich, ein paar formelle Phrasen zu antworten. Mäßig stand ich der Gruppe der Brautjungfern gegenüber, Alle in blaßes Rosa gekleidet, Alle schon für die kirchliche Trauung bereit, die für sie natürlich das größte Interesse besaß, und in der Mitte dieser Gruppe stand Heloise St. Cyr, mit einem seltsam bleichen und ernsten Gesicht. War es das Rosa ihres Kleides oder die satte Farbe der herrlichen Rosen in ihrer Hand, auf jeden Fall war sie mir noch nie so matt und hochläufig erschienen, und während ich sie ernst begrüßte, fuhr es mir durch den Sinn, ob sie vielleicht etwas wisse, ob vielleicht Pauline in einem plötzlichen Anfall verzweifelter Muthes ihr alles gesagt hatte. Eine wilde Lustigkeit erfaßte mich, und ich lächelte, als ich ihre behandschuhete Rechte drückte.

„Sie sind schön wie immer, Heloise,“ sagte ich mit leiser Stimme, denn ihre große, geistige Schönheit übte auf mich einen Reiz aus, der von Furcht nicht frei war, „aber sind Sie nicht ein wenig erschöpft?“

Ihre Augen ruhten fest auf mir.

„Nein,“ antwortete sie ruhig, „ich bin nur über Pauline geängstigt. Ich halte sie für sehr krank.“

Ich heuchelte die tiefste Betrübnis.

„Wirklich! Ich hoffe . . .“

Sie trat aus der Gruppe der Brautjungfern heraus und winkte mir, ihr zu folgen.

„Etwas Furchtbares muß geschehen sein, ich fühle es,“ sagte sie mit leidenschaftlichem Nachdruck. „Sie haben gestern so sonderbar gesprochen, und sie hat die ganze Nacht geweint. O, warum sagen Sie mir nicht, was vorgefallen ist? Das Kind fürchtet sich vor Ihnen!“

„Vor mir?“ rief ich mit erbeucheltem Erstaunen, die Augenbrauen in die Höhe ziehend. „Wirklich, Heloise, ich kann nicht begreifen . . .“

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld und führte ihr Bouquet leicht an die Lippen.

„Still! Wir können nicht mehr sprechen, es ist zu spät. Aber . . . wenn Sie gegen Pauline Böses im Schilde führen . . . Gott mag Ihnen verzeihen, ich nicht!“

Ihre Augen blitzten mich mit entschiedener Drohung an; sie sah in diesem Augenblick des Jornes wie eine Königin aus, und mein bewundernder Blick mußte ihr dies gesagt haben, denn ihre Wangen färbten sich tiefer als die rothen Rosen in ihrer Hand. Augenscheinlich aber hatte mein Blick sie beleidigt, denn sie wandte sich mit einer Gebärde des Abscheues und der Verachtung ab, was mich in Wuth versetzte. „Der Teufel hole die hochmüthigen Weiber, die es wagen, mit einem Blick zu verwunden, mit einem Lächeln zu Boden zu schmettern!“ dachte ich und trat mit festem Schritt an den Tisch, hinter dem die Standesamtsbeamten bereits mit ihren Büchern und Federn saßen, um jenen, die ich persönlich kannte, die Hand zu schütteln. Herr Vaudron war natürlich nicht gegenwärtig; er sollte seines Amtes erst später walten, in der Kirche, wo er sicherlich schon auf uns wartete. Die Gräfin von Charmilles stand neben mir; sie sah wie ihre Nichte Heloise bleich und ängstlich aus, während in ihrem Lächeln, als sie mich begrüßte, etwas Flehendes lag. Der Graf selbst hatte das Zimmer verlassen, Jedermann wußte natürlich zu welchem Zweck.

(Fortsetzung folgt.)

# Eine Neujahrsnacht in New-York's Chinatown.

(Schluß.)

In lange Mäntel gehüllt, hatten wir den Zug der Brückenbahn in Brooklyn-New-York verlassen, mein chinesischer Freund und ich, und gingen jetzt durch das Zeitungs-Viertel der Bowery zu. Als wir an der Bellstreet scharf um die Ecke bogen, um von dort in das Innere des Chinesen-Viertels zu gelangen, hätten wir beinahe einen Mann umgerannt, der, dicht an die Ecke gelehnt, anscheinend gleichgültig vor sich hinsarrte. Er trug einen abgetragenen, grauen Mantel, und auf seinem Kopfe saß ein schäbiges Etwas, das vielleicht vor Zeiten einmal ein Filzhut gewesen war. Als wir ihn durch unsern Anprall in seiner beschaulichen Ruhe störten, brummte er ein ärgerliches „Goddam“, das von uns wohlweislich unbeantwortet gelassen wurde.

Möglich fragte mich Chin leise: „Hast Du Deinen Revolver bei Dir, Charley?“  
„Nein,“ war meine Antwort, „wird er nöthig sein?“  
„Vielleicht!“ versetzte er lakonisch.

Wir waren jetzt mitten in Chinatown; ein buntes Gewirr von lachenden, schwachenden Popsträgern umgab uns. Die Beleuchtung der engen, holperigen Straßen läßt sonst sehr viel zu wünschen übrig, heute jedoch erstrahlte Alles in hellem Glanze. Aus jedem Fenster hingen bunte Lampens; große und kleine Laternen warfen ihre Lichtstrahlen bis in die gegenüberliegenden Häuser; sogar alle Zimmer der Einwohner waren, so weit sie an der Frontseite lagen, erleuchtet.

Wir sahen uns eine Weile das bunte Treiben an und ließen uns ruhig mustern — wenigstens ich; Freund Chin hatte seinen Hut tief in die Stirne gezogen und schien sehr unruhig zu sein.

Es schlug gerade ein Uhr, und da ich seit fünf Stunden nichts gegessen hatte, verspürte ich großen Appetit. Gerade wollte ich Chin dieses mittheilen, als dieser mich derart mit seinem Arm in die Seite stieß, daß ich schon beleidigt zur Seite springen wollte. Doch Chin hielt mich fest, und als ich nun der Richtung seiner Augen folgte, sah ich die Ursache seiner Erregung; den Mann mit dem grauen Mantel. Derselbe stand an der uns gegenüber liegenden Häuserreihe und blickte, wie es mir schien, scharf zu uns herüber. Chin hatte mich mit seiner Unruhe entschieden angesteckt, der Mann gefiel auch mir nicht. Möglichst unauffällig faßte ich meinen Freund unter den Arm und zog ihn mit mir. Wir bogen um die nächste Ecke und traten in ein chinesisches Restaurant, um unsern Hunger zu befriedigen.

Die Einrichtung der Speisehalle war sehr einfach. Einige wackelige Tische, an welchen hier und da Chinesen in ihren weiten Gewändern hockten, sowie die Ruine eines Ofens bildeten das ganze Mobilar. Schon wollte Chin dem herbei eilenden Kellner zwei Portionen Reis bestellen, doch meine innersten Gefühle lehnten sich gegen den abermaligen Genuß des chinesischen Nationalgerichts auf, und schnell befahl ich dem dienstbaren Geiste, echt amerikanische Beefsteaks zu bringen, was sich denn Chin auch gefallen ließ. Die Steaks waren so zäh, daß Chin sich nicht enthalten konnte, den alten Witz wieder aufzuwärmen, indem er mir den Rath ertheilte, mit dem Fleische meine Schuhe zu besohlen. Trotzdem ging aber auch bei ihm das Steak den Weg alles Fleisches, und bald brachen wir wieder auf, um einer chinesischen Theater-Vorstellung beizuwohnen, welche um Mitternacht im Doyersstreet-Theater ihren Anfang genommen hatte.

Das Restaurant hatte sich inzwischen ziemlich gefüllt und zwar mit einer sehr bunt zusammengewürfelten Menge. Man hörte Irländer, Italiener, Deutsche, Chinesen, ja sogar Neger und Araber durcheinander schreien und toben — ein ganz betäubendes Lohmabohu. Wir drängten uns durch diese Menschenmenge schnell hindurch, und wie ich nun, Chin vor mir herschiebend, mich zufällig umsehe, bemerkte ich mit gelindem Entsetzen, daß der Mann im grauen Mantel durch eine Hinterthüre gleichzeitig mit uns das Lokal verließ.

Ich sagte Chin von meiner Entdeckung nichts, da ich fürchtete, er würde sich dadurch bestimmen lassen, sofort nach Hause zurück-zufahren, während ich sehrnächst wünschte, mir nach dem Besuche der Vorstellung noch eine Opiumhöhle anzusehen, doch ohne Chin war mir dies unmöglich.

Wir langten bald vor dem Doyersstreet-Theater an. Es war eine kleine, einstöckige Bretterbude, an deren Portale große Plakate in chinesischer Schrift anzeigten, daß heute Nacht Nah Kone, der „Stern des himmlischen Reiches“, ein Gastspiel geben werde; so wenigstens erklärte mir Chin.

Wir traten ein. In dem kleinen dumpfen Saale drängte sich Zopf an Zopf; doch auch einige Reporter waren anwesend, welche alles musterten und fleißig Notizen machten. Und auf der Bühne, da stand ja der „Stern“, Nah Kone, ein melancholisches Lied singend und mit den Armen in der Luft herum-fuchtelnd. Eine Beifallsalbe ertönte, als geendet, und: „Kone! Kone!“ riefen hundert Mongolenteufeln. Dann folgten im schnellem Wechsel blutdürstige Helden, hingebende Liebhaberinnen, rasende Othellos, ränteküchtige Verräther, rachschnaubende Schufte — Alles in Gelb. Mein Freund Chin erklärte mir Alles getreulich, und er hätte noch lange fortgesprochen, wenn ich ihn nicht an sein Versprechen erinnert hätte, mich in eine Opiumhöhle zu führen. Ich sah es ihm an, daß er nur ungern aus diesen „Hall“ schied, doch kräftig zog ich ihn mit. Wir hatten uns kaum auf die Straße gedrängt, da legt sich eine Hand schwer auf meine Schulter, und an mein Ohr dringen die Worte: „In the name of the law!“ (Im Namen des Gesetzes!)

„Na nu!“ dachte ich, drehe mich um und sehe den grauen Mantel vor mir, aus dessen hoch aufgezogenem Kragen ein grimmiges Gesicht hervorlugt. In aller Eile erforschte ich mein Gewissen, und da ich nichts Geheißbriges fand, so antwortete ich mit der unschuldigsten Miene: „Wie so? Wer sind Sie?“

Statt aller Antwort wurde der graue Mantel zurückgeschlagen und ein Detektivschild kam zum Vorschein. Dagegen half natürlich kein Argumentiren, und ob mein mongolischer Freund auch ganz böse schimpfte (vier Fünstel chinesisch und ein Fünstel englisch), so mußten wir uns doch Beide bequemen, den grauen Mantel zum Polizei-Hauptquartier an der Mulbeery-Street zu begleiten. Vergebens suchte ich das Organ der heiligen Hermandad über unsere Verhaftung auszuholen, er suchte nur die Achseln und meinte barsch, das werde man uns auf der Station schon mittheilen.

Die Hauptwache war bald erreicht, und man führte uns sofort zum wachhabenden Polizei-Kapitän, der uns trennen ließ und mich zuerst verhörte, nachdem ihm der Mann im grauen Mantel einige Worte zugeflüstert hatte.

„Wie heißen Sie?“

„Charles Smith!“ log ich.

„Ein seltener Name!“ bemerkte der Kapitän ungläubig und fuhr fort, indem er mich scharf fixirte: „Kennen Sie einen gewissen William Silber, genannt Silver-Billy?“

„Nein!“ sagte ich aufrichtig.

„Haben Sie von dem Juwelenraub bei dem Millionär B gehört?“

„Gewiß, seit einer Woche sind ja die Zeitungen voll davon.“

„So! Wie heißt der Chineser, der sich in Ihrer Begleitung im Chinesen-Viertel herumtrieb?“

„Chin Iuen Wah aus Brooklyn.“

„Hm! Im Chinesen-Viertel giebt es schöne Verstecke, nicht wahr?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Richt? Well, dann ziehen Sie doch einmal Ihren Rock aus und streifen Sie Ihren linken Hemdärmel in die Höhe!“

Etwas verblüfft über diesen sonderbaren Befehl und beunruhigt durch die funkelnden Blicke, die Kapitän und Detektiv auf mich warfen, zögerte ich einen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten. Wie ein Tiger kam da der Mann im grauen Mantel auf mich gestürzt, wahrscheinlich, um mir bei der Entledigung des Rockes behüßlich zu sein. Ich trat daher einen Schritt zurück und kam dann dem Befehle des Kapitäns unge-säumt nach. Hastig ergriff dieser meinen Arm, streifte das Hemd zurück und ließ ihn dann wie enttäuscht wieder fallen. Der Detektiv blickte kopfschüttelnd bald auf mich, bald auf seinen Vorgesetzten und bald auf ein Schriftstück, welches er in der Hand hielt. Der Kapitän faßte sich zuerst, und indem er mir seine Hand reichte, sagte er höflich: „Well — Sie müssen schon entschuldigen, daß wir Ihnen Unannehmlichkeiten verurachten; die Wahrscheinlichkeit ist aber zu groß. Wir fahnden nämlich auf den berühmtesten Silver-Billy, welcher des Einbruches beim Millionär B. dringend verdächtig ist. Lesen Sie selber dessen Signalement, bitte!“

oll, so  
stehen  
ie mich  
in der  
  
mmilien  
gen an  
Byron  
  
er und  
mehr  
den  
Equi-  
herbei.  
en und  
nichts,  
aterrn-  
Man  
Glück  
hräften  
ngstern  
ür die  
Inter-  
t. Cyr,  
es das  
sen in  
tt und  
uhr es  
elleicht  
r alles  
schelte,  
  
t leiser  
einen  
e nicht  
  
auline  
  
s und  
  
sagte  
sonder-  
warum  
tet sich  
  
Augen-  
a nicht  
  
erte ihr  
  
u spät.  
ten . .  
  
ng an;  
n aus,  
denn  
i ihrer  
denn  
r Verz-  
ole die  
u ver-  
chte ich  
andes-  
i, um  
Herr  
Amtes  
f uns  
ie sah  
nd in  
Der  
natür-

Er reichte mir das Schriftstück, welches der Detektiv Joeben aus der Hand gelegt hatte. Das Signalement lautete: „Statur: schlank, 5 Fuß, 10 Zoll; Haare: roth, desgl. Schnurrbart; Kinn: gewöhnlich. Besondere Kennzeichen; zwei große Narben am linken Unterarm, von Messerschnitten herrührend; er verkehrt viel mit Chinesen und treibt sich oft im Chinesen-Viertel herum.“ Das Signalement stimmte ganz genau zu meiner Person, nur die Narben waren nicht vorhanden; zudem pflegte ich mich auch nicht gewohnheitsmäßig im Chinesen-Viertel herumzutreiben. Jener übereifrige Detektiv hatte sich wahrscheinlich schon im Besitze der 5000 Dollars geglaubt, welche auf die Ergreifung des Silber-Billy gesetzt waren, als er mich durch die Straßen Klein-Befings verfolgte.

Jetzt wurde auch mein armer Freund Chin hereingebracht. Der ihn begleitende Schutzmännchen meldete, daß man bei Durchsuchung seiner Kleider einen geladenen Revolver gefunden habe: Konfiszurung der Waffe und zehn Dollars Strafe wegen Tragens von verborgenen Waffen war die Folge von Chin's Vorwitz.

Es war 5 Uhr, als wir wieder die Straße betraten. Nach der Besichtigung einer Opiumhöhle gelüftete es mich nun nicht mehr. Der nächste Brückenzug brachte uns nach Brooklyn zurück.

Daheim warf ich mich aufs Bett und versuchte, ruhig zu schlafen. Doch im Traume wurden mir noch viele böse Streiche gespielt.

### Allerlei.

**Die Frauen im Reiche der Mitte** können in gewisser Beziehung für emanzipirter gelten als ihre Schwestern im Abendlande. Im Distrikt Shung-Tai in der Provinz Kwantung hat sich eine Gesellschaft von jungen Mädchen gebildet, die sich gegenseitig versprochen haben, nicht zu heirathen, oder wenn sie eine Ehe eingehen, so lange von ihren Männern getrennt zu leben, bis alle unter der Haube sind. Um diesen Schwur ausführen zu können, lehren die jungen Frauen sofort nach der Hochzeitszeremonie in's elterliche Haus zurück und betreten das Haus ihres Vatters nur am Neujahrstage oder bei anderen festlichen Anlässen. Dann nehmen Sie aber weder Speise noch Trank zu sich und juchen den Besuch auch nach Möglichkeit abzufragen. Will der Gatte sie mit Gewalt zurückhalten, so nehmen sie sich das Leben. — Jedenfalls scheint der chinesischen Mädchen der Abschied vom Geliebten und vom Leben nicht schwer zu werden.

**Liebeszauber.** Ein höchst interessantes Kapitel der Sittengeschichte entrollt Max Haushofer unter dem Titel „Liebeszauber“ in der Nr. 1 des neuen Jahrgangs der „Gartenlaube“. Er beschäftigt sich mit den abergläubischen Vorstellungen und Bräuchen, die mit der Liebe in Zusammenhang stehen. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat das Fürchten und Hoffen der Menschen, um die dämonische Macht der Liebe nach eigenem Willen zu lenken, zu Zaubermitteln seine Zuflucht genommen. Was die Menschheit an Liebeszubern eronnen hat, grenzt bald an unheimlichen grausamen Teufelsdienst, bald an das stehende Gebet reiner Herzensgüte. Hochbedeutend erscheint der Liebeszauber in der Volkspantomime der germanischen Stämme. Die altdeutsche Sagenwelt kennt schaffenden und zerstörenden Liebeszauber; der erste weckte die Liebe, letzterer ließ sie vergehen. Bei dem tief-wurzelnden Sinn für Treue, der dem germanischen Volkscharakter eigen ist, konnten die germanischen Völker jede Untreue in der Ehe und Liebe nur begreiflich finden, wenn sie durch etwas Uebernatürliches, durch ein Zauberverk begründet ward. Die Treue mußte erst künstlich in Vergessenheit gebracht werden, ehe sie gebrochen werden konnte. Einen Trank, der diesen Zauberverk übt, reichte Othobild dem Sigurd, worauf er die Brunhilde vergaß. Durch den Zaubertank, dem Tristan und Isolde tranken, wird die rasende Leidenschaft beider für einander geweckt, so daß der edle Tristan seiner Basallentreue vergessen muß und mit Isolde den alten König täuscht. Eingehender behandelt Haushofer mehrere Begebenheiten, welche der neueren Geschichte angehören und durch den Glauben an Liebeszauber ihren Charakter erhielten. Der eine Fall betrifft den Erbherzog und nachmaligen Kaiser Matthias, dessen Liebesverhältnis zu Susanne Wächter auf Liebeszauber zurückgeführt wurde. Die geplante Verheirathung desselben mit einer bairischen Prinzessin konnte infolgedessen nicht zu Stande kommen. Von den vielen Fällen, in denen Erwerbsucht und verbrecherische Lust sich des Glaubens an Liebeszauber bemächtigte, knüpft sich der berühmteste an den Namen der Montespan. Die stolze Geliebte Ludwigs XIV. verachtete es nicht, zu den heimlichen Künsten einer berüchtigten Schwarzkünstlerin, der Monvoisin, ihre Zuflucht zu nehmen, um das Herz des flatterhaften Königs dauernd an sich zu fesseln. Diese Monvoisin hatte sich schließlich für eine ganze Reihe von Giftmorden vor der chambre ardente zu verantworten und wurde am 20. Februar 1680 lebendig verbrannt. Unschuldiger waren die Ränke, welche die sächsischen Generalin von Neitsch in im Anfang des 18. Jahrhunderts auf die Folter brachten. Auch in dem Herzensroman des

Kurfürsten Johan Georg IV. von Sachsen, dessen Käden diese ehrgeizige Frau zu Gunsten ihrer Tochter Sibylle spann, spielte der Glaube an die Macht geheimer Liebeszaubermittel eine bedenkliche Rolle. Prozesse, welche Schwindelereien zu Tage förderten, deren Gegenstand diese Art des Aberglaubens war, sind leider auch heute noch keine Seltenheit. Während aber vergangene Jahrhunderte aus dem Aberglauben an Liebeszauber erschütternde und herabziehende Tragödien erwachsen ließen, entstehen heutzutage meist nur Komödien oder gar Possenspiele daraus. Denn der herzbrechende Jammer, den das schmachliche Possenspiel armen betrogenen Frauenherzen bereitet, bleibt hinter den Koulissen des Gerichtshofes verborgen. Daran ist freilich — so schließt der fesseln Artikel der „Gartenlaube“ — nicht die Justiz schuld, nicht einmal die betrügenden Zauberkünstler, sondern nur die Liebe selber, diese verblendende, dämonische, mit dem menschlichen Herzen und dem Verstande spielende — und doch so himmlische Macht.

**Der „rothe Burnus.“** Seit einigen Tagen erlebt man in Paris, so erzählt der dortige Korrespondent der „Vos. Fig.“, wenn man auf seinen Wanderungen durch die Stadt vom Zufall begünstigt ist, ein Schauspiel: ein Mann in einem rothen Burnus schreitet würdevoll den Bürgersteig entlang, ohne auf die neugierigen Blicke zu achten, die ihm von Vorübergehenden zugeworfen werden. An einer Straßenecke, wo der Verkehr am lebhaftesten, das Gedränge am stärksten ist, bleibt er plötzlich stehen, höht mit kräftiger Stimme den Ruf: „Mohammed!“ aus, wirft sich lang hin, berührt das Asphaltpflaster mit der Stirn und murmelt etwas, was wie ein Gebet klingen soll und worin man von Zeit zu Zeit die Worte „All h“ und „Mohammed“ unterscheidet. Natürlich staut die Menge sich sofort um den Mann, Dugende, bald sogar Hunderte umstehen ihn und starren ihn an, einige grinsen, die meisten verrathen in der Miene eine gewisse wohlwollende, ja achtungsvolle Theilnahme, und man hört die Leute einander zuraunen: „Das ist ja wohl der neue Abgeordnete, der Dr. Grenier, von dem die Zeitungen so viel erzählt haben.“ Nun erhebt der Mann sich wieder, wirft einen stolzen und etwas geringschätzigen Blick auf die gärende Menge und — öffnet plötzlich seinen rothen Burnus, zieht einen Pack fliegender Blätter hervor und kräht in dem bekannten fetten Rehton der Ausbeller: „Hundert Kalauer um fünf Centimes, einen Sou! Die Kunst, die Frauen zu behandeln, wie sie es verdienen, ein kluges Büchlein, kurzweilig und gewinnreich zu lesen, zehn Centimes, zwei Sous!“ Mit einem Wort, der Mensch ist ein gewöhnlicher fliegender Händler der Straße, der diesen Kniff gefunden hat, um sich aufzufallen zu machen und die Menge um sich zu sammeln. Die meisten gehen nach dieser Enthüllung seines wirklichen Charakters enttäuscht und unmutig von dannen. Manche ärgern sich, einige aber lachen über die Anschlagigkeit des verschmitzten Gesellen und laufen ihn um einen oder zwei Sous eins seiner Blätter ab. Das glückliche Frankreich kennt unseren „groben Unfug-Paragrafen“ nicht, der falsche Mohammedaner hat also nicht einmal die Polizei zu fürchten, so lange er nicht etwa zu lange auf einem Flecke bleibt und dadurch eine Verkehrsstörung verursacht.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Beiprehungen nach Auswahl vorbehalten.

**Taschen-Kalender 1897 zum Gebrauch bei Santhabung der Arbeiterversicherungs-Gesellschaft für Behörden, Versicherungsanstalten, Berufsangehörigen (Genossenschafts- und Sektionsvorstandsmitglieder, Vertrauensmänner, Mitglieder der Entschädigungs-Kommissionen, Genossenschafts- u. Beamte), Schiedsgerichte, Krankenkassenvorstände, Rechtsanwälte, Ärzte u. s. w.** Nach amtlichen Quellen zusammengestellt und herausgegeben von Göde, expedirender Sekretär im kgl. Preuß. Oberverwaltungsgericht, früher im Reichs-Versicherungsamt, und Wiedemann, expedirender Sekretär im Reichs-Versicherungsamt, 8. Jahrgang. (Verlag der Liebel'schen Buchhandlung, Berlin.) Drei Theile (jeder für sich gebunden), Gesamt-Preis 7,50 Mk. 1. Theil (Preis 4,80 Mk.), 2. Theil (Preis 2,30 Mk.), 3. Theil (Preis 2,— Mk.). Der vorliegende Jahrgang dieses amtlich viel empfohlenen Taschenkalenders — des einzigen bisher erschienenen, das gesammte Material des Arbeiterversicherungsweins umfassenden Taschenbuches behandelt im 1. Theile die Kranken- und Unfallversicherung, im 2. Theile die Invaliditäts- und Altersversicherung und enthält im 3. Theile die für die Beitrags- und Entschädigungsberechnungen grundlegenden örtlichen Tagelöhne, lands- und forstwirtschaftliche Jahresarbeitsverdienste u. s. w. nach der Anordnung der früheren Jahrgänge. Sämmtliche bis Ende September 1896 bekannt gewordenen Veränderungen in organisatorischer Beziehung, sowie die bis dahin ergangenen Entscheidungen u. d. zuständigen Behörden sind in bekannter Weise berücksichtigt und verarbeitet worden. Die Veränderungen bei den örtlichen Tagelöhnen u. s. w. 3. Theile beruhen auf direkten Mittheilungen der zur Feststellung derselben berufenen Behörden. Für die beteiligten Kreise ist der Kalender ein unentbehrliches Hülfsmittel geworden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87